



Im Einklang mit den Ideen von 1968: Viele Frauen in Bangladesch bauen sich heute mithilfe eines Kleinkredits eine eigene Existenz auf.

»Ein paar Ideen des Jahres 1968 konnte ich umsetzen«

Interview mit dem Ökonomie-Professor und Zeitzeugen Reinhard »Harry« Schmidt

Stefan Terliesner: Herr Professor Schmidt, Sie sind seit Jahrzehnten an der Goethe-Universität tätig – unter anderem als Student, Studentensprecher, Professor, Dekan und aktuell als Seniorprofessor. 1968 waren Sie 22 Jahre alt und haben hier Betriebswirtschaftslehre studiert. Wie erinnern Sie sich an dieses Jahr?

Prof. Reinhard H. Schmidt: Du liebe Güte, wie die Zeit vergeht... Von 1981 bis 1991 abgesehen, da war ich in Göttingen, Trier und Washington tätig, sowie einem ersten Semester in Heidelberg, war ich tatsächlich die ganze Zeit in Frankfurt. 1966 habe ich hier als Student angefangen. Begrüßt wurden wir Erstsemestler durch Professor Paul Riebel, den Begründer

der Deckungsbeitragsrechnung (sie unterscheidet in variable, von der Produktionsmenge abhängige Kosten und fixe Kosten. Erhöht sich der Ausstoß, fällt der relative Fixkostenanteil pro Stück, und der Gewinn steigt; Anmerk. des Autors), im Talar. Der Beginn war sehr spießig, noch mit Schlips und per Sie. Aber das änderte sich bald. 1968 war ein tolles Jahr. Es wehte ein intellektueller Wind durch die Republik. Auch in der Kultur. Bildlich gesprochen wurde Heidi Brühl durch die Beatles ersetzt. Vieles war in Bewegung und fast alles wurde infrage gestellt. Sehr spannend!

Terliesner: Wurde auch die Universitätspolitik infrage gestellt?

Schmidt: Oh ja. Frankfurt war neben Berlin und Heidelberg ein Zentrum der Studentenunruhen. Als in West-Berlin von Studenten ein selbstverwaltetes Studium eingeführt wurde, sie ihre Lehrpläne also selber schrieben, sagten auch wir: Jetzt müssen wir Marx studieren! Also organisierten wir ein Seminar über marxistische Ökonomie. Es gab sogar ein paar Professoren, die das interessant fanden und zu der Veranstaltung gekommen sind. Wir haben das drei Wochen lang gemacht, dann aber beendet, weil es Mumpitz war. Den Seminarinhalt stellten wir auf Wissenschaftstheorie um. Aber wir haben auch weiterhin für Demokratisierung und Mitbestimmung in der Universitätspolitik gekämpft. Vor allem haben wir das traditionelle Selbstverständnis der Universität als Ort der Suche nach Wahrheit mit zum Teil bösen Worten eingefordert. Das brachte uns die Sympathie vieler junger Professoren und sogar einiger älterer ein. Bei der einen oder anderen Aktion war das dann aber nicht mehr der Fall.

Terliesner: An welchen Aktionen haben Sie teilgenommen?

Schmidt: Wie vielen meiner Kommilitonen ging es mir vor allem um das Erzwingen von Diskussionen über bestimmte Themen. Das Rumsausenlassen

von Papierfliegern während eines Seminars jedenfalls war nicht meine Sache. Ich habe mich lieber auf Veranstaltungen vorbereitet und dem Professor sachlich widersprochen, indem ich ihm zum Beispiel vorwarf, seine Theorie sei konservativ, andere Theorien seien besser. Die Studentenbewegung insgesamt stellte ja die neoklassische Ausrichtung der gängigen Ökonomie infrage, also insbesondere die Modelle eines vollkommenen Marktes, der alle Probleme löst.

Terliesner: Und bestimmte Gruppen waren bei der Verfolgung ihrer Ziele nicht immer zimperlich. Wie haben Sie sich als Sprecher der Studenten verhalten?

Schmidt: Formal war ich stellvertretender Sprecher der Studierenden der damaligen wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät. Weil der eigentliche Sprecher nicht aktiv sein wollte oder konnte, stand ich aber de facto an der Spitze. Damals hatte auch ich heftig für einen Boykott von Vorlesungen agiert. Um die Mehrheit der Kommilitonen zu mobilisieren, prangerten wir nicht nur den globalen Kapitalismus und Imperialismus an, sondern gezielt bestimmte Missstände vor Ort; schlechte Vorlesungen zum Beispiel. Das hat funktioniert. Der Streik fand statt. Es war der erste von Wirtschaftswissenschaftlern in Deutschland. Das war eine Sensation. Der Presse gegenüber begründeten wir den Ausstand aber nur als Kampf von Studenten gegen die bürgerliche Ökonomie und die Wiederkehr des Faschismus und nicht mit internen Missständen.

Terliesner: Hatte der Streikaufruf keine Konsequenzen für Sie?

Schmidt: Oh doch! Einer der ultrareaktionären Professoren sagte, Herr Schmidt propagiert Gewalt – was nicht stimmte. Dennoch stellte er im Fakultätsrat, wo ich als erster Studentenvertreter anwesend war, einen Antrag, mich von der Universität zu verweisen. Das war heftig und bedrohlich für mich, ich wollte doch an der Hochschule bleiben und einmal als Professor forschen, lehren und aufklären. Zu meinem Glück setzten sich einige Ordinarien, die mich aufgrund meiner Diskussionsfreude inzwischen gut kannten, für mich ein, und der Antrag wurde abgelehnt. Dennoch schaffte es später ein anderer sehr kon-

servativer Professor, dass der Bund Freiheit der Wissenschaft eine Personalakte über mich anlegte. Auf diese Weise sollte ich doch noch aus dem Wissenschaftsbetrieb ferngehalten werden. Dieser Bund hatte sich 1970 gebildet, und zwar als Reaktion konservativer Professoren auf die politischen Forderungen der linken Studenten und auch auf die zunehmende Gewalt von Teilen der Studentenbewegung gegen Andersdenkende an den Universitäten. Tatsächlich konnte ich den orthodox-marxistischen Splittergruppen der Nach-1968er-Zeit nichts abgewinnen. Das war nicht mehr meine »Bewegung«.

Terliesner: Es mag unter manchem Talar etwas muffig gerochen haben, aber die wissenschaftliche Sozialisation durch Professoren haben Sie dennoch gesucht?

Schmidt: Tatsächlich war ich sehr beeindruckt von einigen Professoren, zum Beispiel von Adolf Moxter, bei dem ich 1974 promovierte und 1980 habilitierte, oder dem Finanzwissenschaftler Fritz Neumark, dem geistigen Vater des Stabilitäts- und Wachstumsgesetzes von 1967. Insgesamt hat mich die universitäre Welt sehr angesprochen. Um 1970 waren gleich mehrere außergewöhnlich kreative Professoren zeitgleich in Frankfurt tätig, die intensiv auf dem Finanzgebiet forschten, lehrten und publizierten. Diese fachliche und persönliche Konzentration löste sich aber wenig später auf. Erst kurz vor der Jahrhundertwende

wurde diese Tradition von Jan Pieter Krahen, seit Jahren Direktor des Centers for Financial Studies im House of Finance, und mir wiederbelebt. Heute hat der Frankfurter Finanzschwerpunkt in Deutschland wieder eine ähnlich starke Stellung wie damals.

Terliesner: Lassen Sie uns den Finanzbereich als Stichwort nehmen für das Thema 1968. Er steht für die Macht der Banken. Wie sehen Sie das als linker Finanzprofessor, wie Sie selbst sich bezeichnen?

Schmidt: Man muss Banken differenziert betrachten, was weite Teile der 1968er-Bewegung nicht taten. Viele warfen alle Geldhäuser in einen Topf. In Deutschland besteht das Bankwesen aus drei Säulen: Genossenschaftsbanken, öffentlich-rechtliche Sparkassen sowie private Geschäftsbanken. Mit dieser Struktur – ebenso mit der an Anspruchsgruppen orientierten Unternehmensverfassung – ist Deutschland ausgesprochen glücklich dran. Die jüngste Finanzkrise hat gezeigt, dass nur bei Privatbanken die Gefahr der Umwandlung in eine reine Profitmaschine real ist. Die breite Masse leidet dann.

Terliesner: Also war die Kapitalismuskritik der 1968er-Bewegung überzogen?

Schmidt: Das Thema 1968 muss man in einem internationalen Kontext sehen. Stichworte sind amerikanische Bürger-

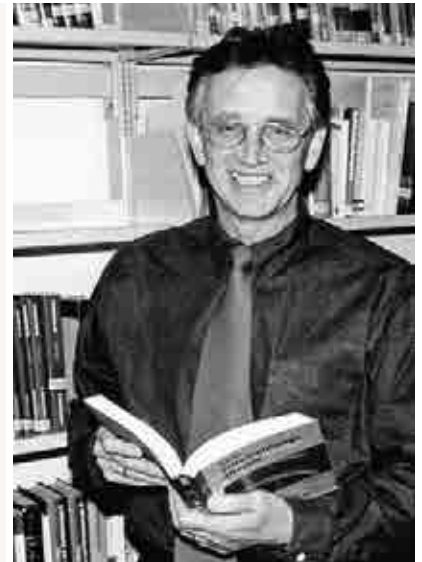


Vorläufer in Sachen Mikrokredit waren u.a. die deutschen Sparkassen, wie hier die Zweigstelle der Frankfurter Sparkasse 1822 im Johannesweg in Maintal-Dörnigheim.



ZUR PERSON

Professor Dr. Dr. h.c. Reinhard H. Schmidt (72) hat das Jahr 1968 als Student und Sprecher der Studentenschaft der damaligen wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät aktiv miterlebt. 1974 wurde er promoviert, 1980 habilitiert. Nach Stationen in Göttingen, Trier und Washington kehrte er 1991 als Professor für Ökonomie des Welthandels an den Main zurück. In seiner Zeit als Dekan fiel der Beschluss, die enge Verbindung von Betriebs- und Volkswirtschaftslehre wiederzubeleben. Der daraus resultierende Schwerpunkt »Finance« stellt mit etwa 30 Professoren unterschiedlicher Disziplinen die größte Konzentration akademischer Kompetenz und Ressourcen auf diesem Gebiet in Deutschland dar.



rechtsbewegung, der Vietnamkrieg und die Klassenkämpfe in Lateinamerika. Gleichzeitig begann der Prozess der Globalisierung Fahrt aufzunehmen. Dies ließ viele Menschen zweifeln, ob eine auf Privateigentum gegründete Marktwirtschaft das beste System darstellen würde.

Terliesner: Inwiefern hat 1968 Ihre Arbeiten und Ihre Laufbahn beeinflusst?

Schmidt: In dieser Zeit wurde mir klar, dass ich kein Manager werden möchte,

obwohl ich ja Betriebswirtschaft studierte. Ich wollte aufklären, also Professor werden. Neben meinem sehr guten Examen haben ein paar glückliche Umstände meine wissenschaftliche Laufbahn beeinflusst. Einmal die starke Stellung Frankfurts im Fachbereich Finanzen, dann 1975/76 meine Gastprofessur in Stanford, wo ich fasziniert war von den Ideen des späteren Nobelpreisträgers Joseph Stiglitz, einem Querdenker und scharfen Kritiker zum Beispiel des Internationalen Währungsfonds, und später dann die Umstände meines Rufs nach

Frankfurt als Hochschul-lehrer für Ökonomie des Welthandels. Ein früherer Ruf an den Main stieß stets auf erheblichen Widerstand des erwähnten Professors, der viel Einfluss hatte und mich wegen falscher Vorwürfe in Zusammenhang mit den Ereignissen damals als Forscher und Lehrer an der Frankfurter Universität verhindern wollte. Insgesamt aber ist es mir gelungen, ein paar Ideen des Jahres 1968 als Professor in die Praxis umzusetzen.

Terliesner: Zum Beispiel?

Schmidt: Das betrifft, wie ich meine Rolle als Lehrer sehe, und auch meine Forschungsinhalte. Ein Stichwort dazu heißt Mikrofinanzierung. In moderner Ausprägung entstand sie in

den 1970er Jahren. Deutsche Sparkassen und Genossenschaftsbanken des 19. Jahrhunderts sind übrigens ihre Vorläufer. In den meisten Ländern der Welt gibt es keine vergleichbaren regional verankerten Kreditinstitute. Als ich habilitierte, nahm ich an einer Inspektionsreise unter anderem nach Nicaragua zur Überprüfung der Wirksamkeit deutscher Entwicklungshilfe teil. Die staatliche Kreditanstalt für Wiederaufbau hatte der dortigen Entwicklungsbank Kredite gewährt, die mit diesen Mitteln große Projekte fördern und damit primär die Möglichkeit schaffen sollte, Investitionsgüter zu importieren. Die Weitergabe der Mittel war an Bedingungen geknüpft. Vor allem sollte kein Geld beim Diktator und seinen Leuten landen. Tatsächlich landete jeder Pfennig dort, und nichts wurde zurückgezahlt. Das haben wir zu Papier gebracht. Anschließend wurde die deutsche Entwicklungshilfe nach und nach umgestellt. Heute versuchen etliche Staaten die Versorgung der ländlichen Regionen mit Finanzdienstleistungen über den Auf- und Ausbau von Mikrofinanzinstitutionen zu gewährleisten. Das ist eine Voraussetzung zur Verbesserung der Lebensverhältnisse vor Ort. Genau darum ging es ursprünglich der 1968er-Bewegung, die ein gegen den Kapitalismus gerichtetes globales Ereignis war. Zu dem Thema Mikrofinanzierung habe ich später sehr viel publiziert und auch als Berater gearbeitet.



Der Autor

Stefan Terliesner (50) ist Dipl.-Volkswirt und Journalist. Zu seinen Schwerpunkten zählen die Aufgabenverteilung zwischen Staat und Markt aus ordnungspolitischer Sicht sowie internationale Wirtschaftsbeziehungen. Beide Themen bewegten nicht nur die Studenten der 1960er Jahre, sondern bestimmen bis heute das Wohl aller Menschen. Terliesner schreibt für einen weltweit führenden Wissenschaftsverlag sowie für mehrere renommierte Magazine und Zeitungen.

s.terliesner@web.de